

Beim Gymnasium geht das Prestige vor

Akademiker wollen ihre Kinder meist an der Mittelschule sehen – doch viele von ihnen gehören intelligenzmässig nicht dorthin

KATHARINA FONTANA

Es ist eine Behauptung, die mittlerweile zum Gemeinplatz geworden ist: Das Schweizer Bildungssystem sei ungerecht. Der schulische Erfolg hänge massgeblich vom Elternhaus ab, von der Zugehörigkeit zu einer gewissen Schicht und vom familiären Wohlstand, lautet die oft gehörte Kritik, die etwa vom Schweizerischen Wissenschaftsrat geäussert wird. «Schickt endlich die Richtigen ans Gymnasium», appellierte kürzlich die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm im «NZZ-Folio». «Noch immer entscheidet nicht der Grips, wer es ins Gymnasium schafft, sondern vor allem die Herkunft», so Stamm.

Ein soziales Auf und Ab

Der Vorwurf, dass die Schweiz bildungsmässig eine Klassengesellschaft sei, gibt natürlich zu denken. Doch stimmt er auch? Zählen hierzulande tatsächlich nicht individuelle Leistung und Begabung der Schüler, sondern in erster Linie die Herkunft? Dazu ein bisschen Statistik. Rund sieben von zehn Kindern, deren Eltern einen Abschluss auf Tertiärstufe haben, besuchen ebenfalls eine Hochschule. Daneben gibt es eine beträchtliche Zahl von Schülern, die bildungsmässig aufsteigen: Gut 45 Prozent der Kinder, deren Eltern eine Berufslehre absolviert haben, erreichen einen Abschluss an einer Fachhochschule oder einer Universität. Aus Familien mit Eltern mit obligatorischem Schulabschluss schafft jedes vierte Kind ein Studium auf Tertiärstufe.

Neben den Aufsteigern gibt es auch die Absteiger. Laut Zahlen des Schweizerischen Wissenschaftsrats von 2018, basierend auf einer Zufallsstichprobe, hat gut die Hälfte der um 1985 geborenen Kinder aus Akademikerhaushalten die Maturität gemacht und konnte damit an einer Universität studieren, weitere gut 7 Prozent wählten die Berufsmatur und erhielten Zugang zu einer höheren Schule. Das sind insgesamt rund 60 Prozent. Das bedeutet umgekehrt, dass 40 Prozent dieser Akademikerkinder einen anderen Weg eingeschlagen haben als die Eltern und im Vergleich zu ihnen bildungsmässig «abgerutscht» sind.

Kurz: Die Familie beeinflusst den Bildungsgang, doch wie die Daten zeigen, kann es durchaus auf und ab gehen. Das belegt auch eine Studie der Ökonomen Christoph Schaltegger und Melanie Häner von 2020, die anhand der Universität Basel den Zugang zur universitären Bildung über mehrere Generationen hinweg untersucht haben. Ihr Befund: Die Bedeutung der familiären Bande



Deutschunterricht am Gymnasium Freudenberg in Zürich.

KARIN HOFER / NZZ

bei der Bildung wird überschätzt. Der Effekt der Eltern auf den Erfolg der Kinder liege bei 40 Prozent, jener der Grosseltern bei 20 Prozent, die Urgrosseltern spielten überhaupt keine Rolle mehr. Um die Chancengerechtigkeit sei es hierzulande keineswegs schlecht bestellt, so die Schlussfolgerung der Autoren.

In eine ähnliche Richtung weist eine Studie von 2020 zur intergenerationellen Lohnmobilität. Die Autoren Patrick Chuard und Veronica Grassi von der Universität St. Gallen untersuchten Daten von Kindern, die zwischen 1967 und 1984 in der Schweiz geboren wurden, und stellten fest, dass die Löhne der jüngeren Generation nur in geringem Mass durch die Position der Eltern vorbestimmt sind. Auch wer aus einem Arbeiterhaushalt stammt, kann es gemäss der Studie lohnmassig weit nach oben schaffen, die Einkommensklassen sind durchlässig.

Überambitionierte Eltern

Die Chancen auf den sozialen Aufstieg scheinen hierzulande also intakt, die Schweiz ist keine Kastengesellschaft. Gleichwohl gibt der Umstand, dass überdurchschnittlich viele Akade-

mikerkinder das Gymnasium besuchen, regelmässig zu reden. Denn viele von ihnen sind dort offenbar am falschen Platz. Laut der Intelligenzforscherin Elisabeth Stern von der ETH Zürich bringen viele Akademikerkinder nicht die nötigen Kompetenzen mit, die es am Gymnasium braucht. Dass diese Schüler auch bei nicht sehr ausgeprägter Intelligenz die Selektion bestünden, habe damit zu tun, dass sie dank ehrgeizigen Eltern und allerlei Unterstützungsmassnahmen ihre Schulleistung kurzfristig steigern könnten, sagte Stern 2019 in einem Interview mit der «Weltwoche». Sie verbauten damit ihren klügeren Klassenkameraden den Weg ans Gymnasium.

«Es gibt zu viele untaugliche Akademikerkinder am Gymnasium», meint auch der Bildungsökonom Stefan C. Wolter von der Universität Bern, der den alle vier Jahre neu erscheinenden «Bildungsbericht Schweiz» verfasst. Wie Elisabeth Stern sieht Wolter den Grund bei den überambitionierten Eltern, die ihre Kinder antrieben und überforderten, was oft persönliche Dramen zur Folge habe. Wolter hält denn auch nichts davon, die Zulassungsprüfung fürs Gymnasium, wie sie etwa in Zürich und anderen

Otschweizer Kantonen noch gilt, abzuschaffen und sich einzig auf die Vornoten und die Empfehlung der Lehrer abzustützen, wie es die Mehrheit der Kantone tut. «Die Prüfung begrenzt den Zugang derer, die nicht ans Gymnasium gehören. Wenn man sie abschafft, öffnet man Tür und Tor für diese Schüler», so Wolter.

Kein Nachteil für Arbeiterkinder

Auch wenn ein Gutteil der Gymnasialisten aus Akademikerhaushalten nach überwiegender Auffassung also am falschen Ort ist, teilt Wolter die Kritik nicht, dass dies zulasten der Arbeiterkinder gehe und sie bei der Selektion benachteiligt würden. Die Übertrittsquote liege bei sehr begabten Schülern ohne akademischen Familienhintergrund zwar tiefer als bei den gleich begabten Akademikerkindern. Das heisse aber nicht automatisch, dass man die Arbeiterkinder ungerechtfertigterweise vom Gymnasium fernhalte. So könnten etwa die Präferenzen der Eltern eine entscheidende Rolle spielen. «Eltern, die nicht studiert haben, halten eine Berufslehre immer noch für den besseren Weg für ihr Kind, wie unsere Untersuchungen

zeigen. Der Entscheid, nicht ins Gymnasium zu gehen, kann durchaus freiwillig erfolgen, weil es genauso attraktive Optionen in der Berufsbildung gibt.»

Akademikereltern sehen das häufig anders. Für viele von ihnen bricht eine Welt zusammen, wenn ihr Kind nicht ebenfalls zum Akademiker wird. «Akademikern ist das Sozialprestige wichtiger, während Nichtakademiker eher auf den ökonomischen Wert der Ausbildung schauen», sagt Wolter. Der soziale Status habe sich entkoppelt von der ökonomischen Leistungsfähigkeit. «Früher galten Leute als angesehen, die tüchtig waren und Steuern zahlten, heute sind es Personen mit Universitätsabschluss – egal, ob sie bei der Arbeit erfolgreich sind oder nicht.» Diese einseitige Fokussierung auf das soziale Prestige führe zu einer Gesellschaft, in der die Bildung – egal welcher Art – überbewertet werde.

Unterschiedliche Studienwahl

Für bedenklicher als die unterschiedlich hohe Quote des Übertritts ins Gymnasium hält der Bildungsökonom Wolter den Umstand, dass Kinder aus Akademikerfamilien an den Universitäten vor allem einträgliche Fächer wählten wie Medizin, technische Wissenschaften, Recht und Wirtschaft. Kinder aus Nichtakademikerfamilien studierten demgegenüber öfter Geisteswissenschaften – also Fächer, bei denen es für Absolventen oft schwer sei, einen qualifizierten Job zu finden. «Pauschal gesagt: Recht und Medizin sind Akademikerfächer, Geisteswissenschaften sind Arbeiterfächer.» Ob die Studienwahl damit zu tun hat, dass man Geisteswissenschaften gut in Teilzeit studieren und nebenher noch Geld verdienen kann, ist unklar, könnte aber eine Erklärung für die Unterschiede sein.

Die akademische Bildung im Namen der Chancengerechtigkeit auszubauen, die Maturitätsquote zu erhöhen und den Zugang zur Universität zu verbreitern, wie dies aus Bildungskreisen gefordert wird, hält Wolter nicht für eine gute Idee. Privilegierte Schichten würden immer Wege finden, sich von den anderen abzuheben. Das habe man in Ländern gesehen, die diesen Weg gegangen seien: Die Universitäten, die man zur Hebung der Akademikerpopulation neu geschaffen habe, seien in erster Linie von Arbeiterkindern besucht worden, während die Akademikerkinder weiterhin an den traditionellen Institutionen studiert hätten. Bei einer Inflation der Universitäten wäre man irgendwann bei französischen Verhältnissen: In Frankreich sei ein Universitätsabschluss praktisch nichts wert, wenn er nicht von der richtigen Institution stamme.